Zeitschrift: Pionier: Organ der schweizerischen permanenten Schulausstellung in Bern

Herausgeber: Schweizerische Permanente Schulausstellung (Bern)

Band: 48 (1927)

Heft: 3-4

Artikel: Moderner Religionsunterricht [Teil 1]

Autor: Grütter, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-269561

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

PIONIER

Organ
des Schweizerischen Schulmuseums in Bern

Bern, den 15. Mai 1927. **№ 3/4.** **XLVIII. Jahrgang.**

Preis pro Jahr: Fr. 2 (franko), durch die Post bestellt 20 Cts. mehr.
Anzeigen: per Zeile 40 Rp.

Inhalt: Moderner Religionsunterricht. — Heimatkunde des Moosseetales (Fortsetzung). — Ein neues Relief des Napfgebietes. — Schweiz. Schulmuseum: Auszug aus der Jahresrechnung pro 1926. Bezug der Mitgliederbeiträge pro 1927.

Moderner Religionsunterricht.

Von *Walter Grütter*, Seminardirektor †.

Eine Verständigung darüber, wie Religion zu unterrichten sei, setzt Übereinstimmung darin voraus, was Religion ist.

Um festzustellen, was Religion ist, gehen wir von dem Worte selbst aus. Dieses Wort: religio, stammt aus der lateinischen Sprache und hängt mit dem Verbum «religare» (zurückbinden) und mit «religere» (rücksichtlich beachten) zusammen. Es bezeichnet den Tatbestand einer Gebundenheit, in der sich der Mensch findet. Und zwar ist die Gebundenheit gemeint, die darin besteht, dass wir alle im Leben unmittelbar objektiven Wert und damit etwas von schlechthiniger, absoluter Geltung anerkennen; z. B. anerkennen: es gibt Wahrheit,

Vorbemerkung. — Die Lehrmittelkommission für deutsche Primarschulen des Kantons Bern hat mich seinerzeit beauftragt, den Nachlass des verstorbenen Seminardirektors Grütter durchzusehen. Es fand sich da unter anderm der Vortrag: Moderner Religionsunterricht. Ich freue mich, dass er hier zum Abdruck gebracht werden kann. Er bietet einen kleinen Ersatz für Grütters geplanten, aber nicht zur Vollendung gelangten Kommentar zur neuen Kinderbibel. Ihr Verfasser zeigt hier, von was für Voraussetzungen er seine Arbeit unternommen hat und wie er sie aufgenommen, verstanden und ausgewertet wissen wollte. Überdies mag der Vortrag Schülern und Kollegen, Freunden und Bekannten einen letzten Gruss bedeuten und sie — bei aller möglichen Verschiedenheit des Denkens — daran erinnern, wie ernsthaft der Verstorbene um Klarheit in den wichtigsten Lebensfragen gerungen hat.

A. Jaggi.

und sie gilt schlechthin. Dass wir die Wahrheit anerkennen, zeigt sich in allen Fragen nach Wahrheit, in allem Suchen von Wahrheit; zeigt sich aber auch darin, dass selbst der, der leugnet, dass es Wahrheit gibt, die Wahrheit anerkennt. Denn wenn einer leugnet, dass es Wahrheit gibt, so hält er den Satz «Es gibt keine Wahrheit» doch für schlechthin richtig und zeigt eben damit, dass er gar nicht anders kann als zugestehen: es gibt Wahrheit, und sie gilt.

Die Anerkennung objektiver Werte erleben wir in unserem Erleben, Wahrnehmen, Vorstellen, Denken, Fühlen, Wollen, Handeln, in einer sogenannten Norm, d. h. in einem unser Erleben zensurierenden und regulierenden Faktor. Wir erleben diesen Faktor der Norm darin, dass wir in jedem Moment unseres Erlebens den Unterschied von richtig und unrichtig, wahr und falsch, schön und hässlich, gut und schlecht machen und darum um ein Sollen wissen. Dabei ist zu beachten, dass nicht das, was wir jeweilen für richtig halten, das Normative, das die Norm Ausmachende ist, sondern dass wir überhaupt etwas für richtig und damit ein anderes für unrichtig halten und dadurch um das Sollen wissen.

Das schlechthin Geltende, das wir als Norm in unserem Erleben in der Anerkennung objektiven Wertes miterleben, kann nun, eben weil es das schlechthin Geltende ist, nur eine Einheitlichkeit sein, d. h.: nichts in sich selber Widersprechendes. Damit ist nicht gesagt, dass es von dem Verschiedenen, das ist, auch von den verschiedenen Erlebenden, den Menschen, nicht Verschiedenes fordern könnte. Im Gegenteil: da einerseits das Sein nicht nur Sein ist, sondern auch Einzelsein, Sondersein, Individualität, ja als Sein nur im Sein des Sonderseins besteht; da anderseits das schlechthin Geltende gerade als schlechthin Geltendes für alles Sein gilt, so wird durch das schlechthin Geltende von jeder Individualität ein Besonderes gefordert; aber von keiner wird etwas gefordert, das zu dem, was von andern gefordert wird, in Widerspruch stehen könnte. Nur so ist die Einheitlichkeit der Norm zu verstehen.

Wir bezeichnen diese Einheitlichkeit, die widerspruchslose Einheit alles Normativen, wie sie für jede Individualität gilt, mit einem der platonischen Philosophie entnommenen Ausdruck als *Idee*. Wir verstehen darunter nicht eine mehr oder weniger vage Vorstellung, die

ein Mensch hat, sondern das Wort bezeichnet jenes «Etwas», von dem wir nicht sagen können, *was* es ist, noch *wie* es ist, von dem wir aber auch nicht bestreiten können, *dass* wir uns ihm unterwerfen in der Tatsache, dass wir objektive Geltung anerkennen.

Und wenn wir uns nun vergegenwärtigen, dass die Idee der Inbegriff aller schlechthinigen Forderungen ist und dass diese Forderung für jede Individualität gilt, so verstehen wir, dass in der Anerkennung des objektiven Wertes, im Erleben der Norm, im «Haben» der Idee jeder Individualität die Aufgabe gesetzt ist, ihrerseits die Idee zu verwirklichen, zu realisieren, und dass in dieser Realisierung der Idee die Bestimmung auch jeder menschlichen Individualität liegt. In dem Masse, wie die Idee durch Individualität oder durch Gruppen von Individualitäten realisiert wird, entsteht das, was wir Kultur nennen. Ein Stück dieser Kultur stellt auch die Religion dar; und die Frage ist nun, was macht ihre Eigentümlichkeit aus?

Was wir Religion nennen, hat seinen Grund darin, dass die Idee «über uns liegt», wir ihr als einer absoluten Norm «unterstehen». Ob es uns lieb oder leid ist — und ob wir wollen oder nicht: wir stehen im «Bann» objektiven, schlechthinigen, absoluten Wertes; dieser «hat» uns noch bevor wir ihn «haben»; wir sind unmittelbar an ihn gebunden. Und eben mit dieser Gebundenheit ist die Religion gegeben. Ja, die Religion ist selbst nichts anderes als diese Gebundenheit: religio. Nur dass das Wort heute nicht mehr bloss diesen Tatbestand bezeichnet, sondern noch weiteres Erleben, das sich daran knüpft.

Man kann sagen, dass das Wort Religion für ein Dreifaches gebraucht wird: einmal eben für dieses Faktum der Gebundenheit an eine Norm unwidersprechlicher Art; zweitens aber auch für Vorstellungsreihen, die aus der Tatsache dieser Gebundenheit erwachsen, nebst den Gefühlskomplexen, die sich an sie knüpfen; drittens für bestimmte Handlungen, die sich aus eben diesen Vorstellungsreihen und Gefühlskomplexen ergeben. Wir wollen der Klarheit wegen diese drei Tatbestände auseinanderhalten und den ersten als Normgebundenheit, den zweiten als Religiosität oder Gotteserlebnis, den dritten als Kirchlichkeit oder Gottesdienst bezeichnen.

Die Normgebundenheit selbst nun ist keinem Menschen fremd. Und so verstanden hat jeder Mensch Religion. Aber gerade weil er

sie so hat, hat er meist auch noch Religion in anderem Sinne. Jeder Mensch kann nämlich der Normgebundenheit gegenüber eine doppelte Stellung einnehmen. Er kann das darin liegende Sollen anerkennen als etwas, das besteht, um das er sich aber nicht «kümmert», oder er kann es anerkennen als etwas, dem er sich hingibt. Er kann das Sollen nicht wollen, kann es aber auch wollen. Von denen, die die erstere Stellung beziehen, haben wir nicht weiter zu reden; sie mögen sehen, wie weit sie mit ihrer Stellungnahme kommen. Aber für die andern ergeben sich bestimmte Konsequenzen.

Wir sehen davon ab, dass, wo man sich zum Wollen des Sollens entschliesst, dieses Wollen selbst wieder von verschiedener Konstanz sein kann. Wir nehmen an, es sei von grosser Konstanz, tiefe Hingabe an die Idee. Dann können wir diese Innerlichkeit, die als solche Hingabe an die Idee näher zu beschreiben wäre, Idealität nennen. Diese Idealität, die also im Wollen ist, das Ideewollen, kommt nun, wie alles Wollen, darin zum Ausdruck, dass ein Verhalten in Erscheinung tritt. Dieses Verhalten wird sich darstellen als das Bestreben, das Leben theoretisch und praktisch ideegemäss zu gestalten, die Realität der «Welt» im Sinn der Idee zu formen. Wo aber ist das jemals restlos gelungen, oder wo gelingt es restlos heute? Wir wissen von nichts, von dem man sagen könnte, es sei die Vollkommenheit selbst. Ungezähltes haben die Menschen im Lauf der Jahrtausende geformt: «Anschauungen» von der Welt und vom Leben und «Werke» der Welt und des Lebens. Aber nie hat eine Anschauung, nie hat ein Werk die Idee an sich real dargestellt. Und wo Individualitäten, Völker, Kirchen, Zeiten es behaupteten, hat diese Behauptung sich immer als ein Wahn dadurch erwiesen, dass der Versuch der Realisierung stets weiter ging. Es ist der Irrtum aller Irrtümer zu meinen, irgendwelche Darstellungen, seien es Lehren, seien es Gestalten, seien auch das objektiv, schlechthin, absolut Geltende selbst. Jede Realisierung von Idee — auch wo sie gelingt, was lange nicht überall der Fall ist — ist im besten Fall Realisierung der Idee durch eine Individualität. Wir nennen eine Individualität, die Idee realisiert hat, ein Ideal; beim Menschen speziell ideale Persönlichkeit. Und wir schauen zum Ideal auf, weil in ihm Realität «Fleisch» geworden ist, was vor uns andern noch als zu realisierendes Ziel steht. Jedes Ideal aber ist ein

solches immer nur für bestimmte Individualitäten, nämlich für die, mit denen es sich als Sondersein deckt.

Auch die Realisierung der Idee durch eine Individualität stösst indessen auf tausend Hemmungen. Es denke jeder daran, was es für ihn heisst, sich klar zu werden über das, was er soll, und, soweit er sich darüber klar geworden ist, es dann auch zu sein, als denkendes und handelndes Wesen. Und es denke jeder daran, was dies für alle jene Menschen geheissen hat, die wir heute vielleicht als Ideale verehren. Sind diese Ideale nicht fast ausnahmslos Märtyrer gewesen? Von vielen wissen wir es bestimmt, von andern nur deshalb nicht, weil wir in ihr Leben zu wenig Einblicke getan haben.

Fest steht aber auch, dass die Menschen, trotz allen Hemmungen, denen sie dabei begegnen, immer wieder versuchen, die Idee zu erfassen und zu realisieren. Sie hören nicht auf, nach der Wahrheit zu suchen, der Wahrheit im Sinne der Idee, der Wahrheit an sich; der Schönheit im Sinn der Idee, der Schönheit an sich; der Sittlichkeit im Sinn der Idee, der Sittlichkeit an sich. Aber so sehr sie sich auch darum mühen, ganz ist es ihnen noch nie gelungen, diese Wahrheit, diese Schönheit, diese Sittlichkeit darzustellen.

Und indem das keinem gelingt, erlebt jeder, der sich um die Realisierung der Idee müht, der eine früher, der andere später, der eine hier, der andere dort, seine Ohnmacht. Aber die Erfahrung dieser Ohnmacht hebt für den, der in der Idee verankert ist, den Willen an ihrer Realisierung nicht auf. Sie gebiert nur aus sich heraus eine «innere Handlung», die darin besteht, dass der Mensch die Idee als Verwirklicherin ihrer selbst setzt. Unerschütterlich ihre Geltung anerkennend, unvermögend, sie von sich aus zu realisieren, *baut* er auf sie selbst. Sie wird sich durchsetzen, sagt er; sie wird sich verwirklichen! Er *appelliert* so an die Idee.

Damit erleidet nun aber diese im Erleben des Menschen eine Veränderung. Sie bleibt nicht mehr der nicht weiter bezeichenbare Inbegriff des objektiven, schlechthinigen, absoluten Wertes, sie wird eine Grösse neuer Art. Aus der Idee, die als Geltung absolut ist, wird ein Wesen, das als Sein relativ ist. Aus dem als dem Reich des Metaphysischen angehörenden und darum nicht bestimmbaren Etwas wird ein durch Ausdrücke des Empirischen bestimmtes Etwas.

Das übliche Wort für dieses Etwas ist: Gott. Das Wort bedeutet auch soviel wie: Angerufenes; denn es ist eine passive Partizipialbildung zu einer indogermanischen Wurzel, «ghu», die im Sanskrit als «hu», anrufen, sich findet.

So setzt also der an die Idee gebundene Mensch, auf Grund dieser Bindung, veranlasst durch seine Ohnmächtigkeit, das in der Idee Geforderte zu realisieren, diese als Realisiererin ihrer selbst in einer Vorstellung empirischer Art, für die die gewöhnliche Bezeichnung «Gott» lautet. Das ist nicht so zu verstehen, als ob also der Mensch *das mache,* von dem bisher galt, dass *es* den Menschen gemacht habe. Nur wissen wir von «diesem», das den Menschen gemacht hat und noch macht, zunächst nichts, als dass es objektiver, schlechthiniger, absoluter Wert ist, an den wir gebunden sind und dies dadurch erweisen, dass wir nicht anders können, als ihn anzuerkennen. Und wir nennen ihn Idee, um damit zu sagen, dass alle Ausdrücke, die wir dem empirischen Leben, der Realität, entnehmen, ihn nicht adäquat oder geradezu falsch beschreiben würden. Auf Grund unserer Gebundenheit an dieses «Es», die Idee, kommen wir dann vermittels der Erfahrung unserer persönlichen Ohnmacht dazu, was wir vorerst nur als Geltung wussten, als «Wesen» zu erleben. Und die so wesenhaft erlebte Idee nennen wir «Gott».

Wer sich an dem Ausdruck «Idee» stösst und glaubt, es sei eine Herabsetzung Gottes, wenn man ihn als die auf Grund innerer Gebundenheit und vermittels der Erfahrung persönlicher Ohnmacht erlebte Idee bezeichnet, der sage statt Idee: das Göttliche, und vergegenwärtige sich, dass, wenn wir uns dieses Göttliche anschaulich machen wollen, dies eben doch immer in Vorstellungen tun, die wir dem empirischen, speziell menschlichen Leben entnehmen.

Jenes Setzen der Idee, des Göttlichen, als Verwirklicherin ihrer selbst, von dem wir gesprochen haben, ist das, was man Glauben nennt. Das Glauben besteht nicht darin, dass irgend etwas Überliefertes für wahr gehalten wird, sondern darin, dass in Anerkennung absoluten Wertes die Welt als eine solche, innerlich und äusserlich gesehen, erfasst wird, in der dieser Wert sich durchsetzt. Wer glaubt, ist in der Idee, im Göttlichen, verankert. Sie «hat» ihn, noch bevor er sie «ergriffen» hat. Das ist die Wahrheit des Wortes, dass aller Glaube auf Offen-

barung beruhe. Aber wer glaubt, hat auch besondere Vorstellungen. Er macht sich solche von dem, das ihn «hat» und von der Welt, in die er als dieser «gehabt Seiende» gestellt ist. Es sind die Vorstellungen vom Göttlichen und dem Verhältnis des Göttlichen zur Welt. In ihnen veranschaulicht sich der Mensch die Durchsetzung der Idee durch sich selbst. Wir nennen die Gesamtheit dieser Vorstellungen die religiöse Vorstellungswelt.

Sobald es zu diesen Vorstellungen kommt, knüpfen sich an sie Wertungen. Denken Sie, was man fühlt, wenn man sich vergegenwärtigt: Gott, Gottessohn, heiliger Geist. Jene Vorstellungen und diese Gefühle machen zusammen die Religiosität aus. Sie führt ihrerseits zu Gottesdienst und Kirchlichkeit, der Summe aller Handlungen, durch welche die Idee als Gott in ihrem Wirken beeinflusst wird.

Da die Menschen Individualitäten sind und als solche die Realisierung der Idee (des Göttlichen) erstreben — auch erstreben sollen —, so sind die Vorstellungen, in denen sie sich die Idee als Verwirklicherin ihrer Ziele vergegenwärtigen, die religiösen Vorstellungen, individuelle. Darum gibt es im Grunde so viele Religionen, als es Individualitäten respektive Gruppen von individuellen Typen gibt. Jene spiegeln die Lebensziele dieser. Dabei ist ein wichtiges Moment nicht zu übersehen.

Auch bei starker Hingabe eines Menschen an die Idee ist diese Hingabe doch selten eine völlig ungeteilte. Im Willen mischt sich mit dem Verlangen, was man *soll*, zu realisieren, die Neigung, was man *wünscht*, zu verwirklichen; nicht nur Wirklichkeit werden zu lassen, was von der *Idee* gefordert ist, sondern auch, was von den *Trieben* her nach Erfüllung strebt. Und so geschieht es denn, dass der Mensch sich die Idee nicht nur vorstellt als: das, was sie selber fordert, realisierend, sondern auch als: das realisierend, was *er* wünscht. Er hat dann einen Gott, der nicht sich dient, sondern ihm, dem Menschen. Solche Religionen sind Kompromisse.

Nun ist die Religion (als Normgebundenheit und Idealität, Religiosität und Gottesdienstlichkeit) eine geschichtliche Erscheinung. Ihre Anfänge liegen im Dunkel; aber es ist gewiss, dass ihre erste Form den primitiven Lebensformen der frühesten Menschen entsprochen hat.

Wann und wo immer das erste menschliche Erleben aufgetreten sein mag, schon dieses war, wie alles Sein, bestimmt durch die Idee. Natürlich war der primitive Mensch sich weder dieses Begriffes, noch auch der Sache reflektorisch bewusst. Er hatte wirklich «noch keine Idee» von der Idee. Aber er wusste um sie, als das besondere Wesen Mensch «spürte», dass er Menschsein zu idealisieren, dass er das Menschtum zu realisieren habe. Aber die Idee hatte ihn schon in ihrem Bann, und in ihrem Bann seiend, hatte er sich von jeher um ihre Realisierung bemüht.

Weil im Bann der Idee, des Göttlichen, als ein von der Idee Besessener, begann der Mensch Idee zu realisieren oder Kultur zu bauen, und zwar einerseits als theoretisch erlebender und anderseits als praktisch erlebender Mensch, das Leben erschauend und das Leben gestaltend. Unmittelbar als das Wesen, das er war, wusste er, dass er schauen und gestalten sollte; er erlebte den Unterschied von Ich und Nicht-Ich, des Bewegten und Unbewegten, des spontan Bewegten und des durch Anstoss von aussen Bewegten, des Belebenden, «Seelischen», und des Belebten, Leiblichen. So schuf er sich zunächst jene Weltanschauung, die wir als animistische bezeichnen. Und wie er als denkendes Wesen eine Weltanschauung aufbaute, so arbeitete er als handelndes Wesen an der Weltgestaltung. Er konnte nichts anderes, als sich einen Feuerherd ein-«richten», eine Wohnung erstellen, Felle zusammennähen, jagen und fischen... und in dem allem seiner Individualität, seines Menschtums bewusst werden, um dann, dieser Individualität bewusst, als sie, unterschieden vom Tier, weiter zu leben.

Was der Mensch so leistete, tat er vielleicht «in einem dunklen Drange», war aber dabei kaum weniger «belichtet» als wir, wenn wir unsere Alltagsgeschäfte verrichten. Auch wir tun das ja nicht immer im Bewusstsein, darin einer Norm zu unterstehen, und wissen doch, dass es unsere Aufgabe, Bestimmung und Pflicht ist. Wir wissen es durch den Zusammenhang der Dinge, in den wir eingereiht sind. Nicht anders wird es bei jenen ersten Menschen gewesen sein. Geschah es auch unbewusst, durch ihr Erleben realisierten sie schon — wenn auch vielleicht oft unvollkommen genug — Idee (das Göttliche), wie es ihnen zugeordnet war, realisierten Idee bei einem Leben noch wesentlich vegetativer Art, bei einem Leben, das aufging in Essen

und Trinken, Wachen und Schlafen, Staunen und Träumen. Aber auch sie schon erlebten, wie schwer es hält, Idee zu realisieren; schon sie machten die Erfahrung persönlicher Ohnmacht.

Als Individualitäten spürten sie die Forderung, dass sie ihr Leben als denkende Wesen leben sollten. Dies wollend, realisierten sie die Idee und schufen die primitive Kultur vorerst nur vegetativ interessierter Denkwesen. Aber wie schwer war schon das! Wie häufig kam ihr Denken und Gestalten nicht weiter; aufwieviel Rätsel stiessen sie! Dann aber appellierten sie eben an die Idee. Nicht als ob sie den Begriff derselben gehabt hätten, aber indem sie sie erlebten, wussten sie sich an etwas gebunden über ihnen. Und dieses Etwas legten sie sich zurecht nach ihren Erkenntnissen als ein sogenanntes «Seelisches», das sie nicht im Stiche lasse, sondern garantierte, was sie erstrebten. Kurz, sie bildeten die Vorstellung eines Gottes, oder auch mehrerer Götter; sie schufen eine animistisch polytistische religiöse Vorstellungswelt mit entsprechenden Gefühlskomplexen und gottesdienstlichen Verrichtungen. Dabei hatte gewiss auch schon diese Religion Kompromisscharakter, indem der Primitive wohl nicht weniger als ein Moderner sich nicht nur vom Sollen, sondern auch vom Wünschen in seinem Handeln bestimmen liess.

Es blieben aber die Menschen auf der primitiven Stufe nicht stehen, wie sie überhaupt nie auf einer Stufe stehen bleiben werden. Weil sie der Idee unterstehen, werden sie an ihrer eigenen Kultur emporsteigen, wie es tatsächlich auch geschehen ist und noch ständig geschieht. Über die Form dieses Emporstiegs haben wir hier nicht zu reden. Geradlinig verläuft er nicht, eher spiralmässig. Aber sicher ist, dass in diesem Aufstieg an der Kultur unter der Idee die Individualitäten sich immer mehr differenzieren, und mit den Individualitäten auch die Kulturen, und mit diesen wiederum die Lebensinteressen.

Es ist weder nötig noch möglich, dass wir diesen Prozess, soweit er schon der Geschichte angehört, verfolgen. Nur auf zwei Punkte wollen wir aufmerksam machen, die für unsere Sache von besonderer Bedeutung sind. Der eine ist die Kultur, die wir als Sittlichkeit, der andere die, die wir als Philosophie bezeichnen; oder kurz: das sittliche und das philosophische Leben im kulturellen Aufstieg.

Der Mensch hat, im Bann der Idee stehend, nicht nur Formen des vegetativen Lebens entwickelt, sondern auch Formen sittlichen Lebens in den Gemeinschaften, zu denen er sich zusammenfand, wie: Ehe, Familie, Stamm, Volk, Staat, Freundschaft, Geselligkeit. Es ist ein altes Wort: ubi homines sunt, modi sunt. Er lebte dabei diese Kultur nicht nur, er «hatte» sie auch als Regeln: Gesetz und Recht. Ihr Sinn ist immer die Bändigung des Einzelnen im Interesse der Gesamtheit. Auch diese Kultur erwächst den Menschen als ideebeherrschten Individualitäten, ohne dass darum die tatsächlich geltende Sittlichkeit immer ideegemäss ist. Dass sie nicht immer ideegemäss ist, hat seinen Grund darin, dass auch hier in das Wollen des von der Idee geforderten aus den Trieben stammende Wünsche sich mischen. Die Ohnmachtserfahrung in der Realisierung sittlicher Kultur führt aber auch zur Fortbildung der religiösen Vorstellungswelt, indem an die Idee appelliert, diese dadurch zu Gott, nur jetzt zu Gott als einer das Sittliche garantierenden Grösse, einer sittlichen Persönlichkeit, wird. So entstehen Volksreligionen mit sittlichem Charakter, wie etwa die griechische, so wie sie sich bei den grossen Tragikern dieses Volkes darstellt.

Aber gerade die sittliche Kultur führt nun den Menschen auch wieder weiter. Sie ist die Verkörperung des Gedankens, eine mannigfaltige Vielheit unter der Einheit eines Gesichtspunktes zusammenzuhalten. Im Leben in der Gemeinschaft lernt der Mensch diesen Gedanken verstehen. Und dieser Gedanke drängt sich ihm nun auch sonst auf. Denn der Mensch erlebt die Welt zwar als eine mannigfaltige Vielheit, aber er erlebt sie in dieser mannigfaltigen Vielheit auch als eine zusammengehaltene Einheit. Und so erwächst ihm die Frage nach dem Einen hinter dem Vielen, und im Suchen der Antwort die philosophische Kultur. Es erwächst die Frage nach Jenem, von dem in den Upanischaden wie folgt gesprochen wird:

Wer will, dass sich der Geist hier allenthalben breitet?
Wer lenkt das Leben seit dem ersten Schritt?
Wer macht uns reden und wer gibt Verstehen,
Wer macht uns hören und wer macht uns sehen?

Es erwächst die Frage nach dem, von dem es in denselben Werken heisst: «Höher als die Sinne steht die Wirklichkeit, denn sie macht

jene erst möglich; höher als diese Wirklichkeit steht der Geist, der sie begreift; höher als der Geist steht die Seele, die ihn hält; höher als die Seele steht die Idee, die sie begründet; höher als die Idee steht dies Eine, des Leben all dies ist.» Und es erwachst im Suchen der Antwort auf die Frage nach diesem Einen die philosophische Kultur, als Weltauffassung und als Persönlichkeitsleben. Indem aber auch hier wieder die Realisierung der Idee, das Finden und Haben des «wahren» Lebens auf Hemmungen und Schwierigkeiten stösst, wird der Philosoph zum Religiösen, und es entsteht die Religion des Monotheismus. Auf dieser Stufe sind freilich Philosophie und Religion nicht leicht und nicht scharf zu trennen. Es kommt immer darauf an, was im Erleben gerade im Vordergrund steht. Ist es das denkende Suchen des Einen und Hingabe an es, so ist der Mensch Philosoph. Ist es die aus gemachter Erfahrung der Ohnmacht erfolgte Appellation an das Eine, so ist der Mensch der Religiöse.

Der Prophetismus des Alten Testamentes stellt eine Form einer solchen philosophischen Religion dar, das Christentum eine andere. Dort wird das Eine erfasst und geglaubt, als weltbestimmende Kraft, deren Wille soziale Gesinnung im Rahmen der Volksgemeinschaft ist, und das Praktizieren dieser Gesinnung macht das «wahre Leben» aus. Hier wird das Eine verstanden und geglaubt als arbeitende Liebe, die eine Gemeinschaft einander dienender Seelen heraufführt, und das wahre Leben ist Einssein mit dieser Liebe. Beizufügen ist nur, dass sowohl der Prophetismus jene «weltbestimmende Kraft» nicht in dieser Farblosigkeit eines blossen Begriffs, sondern in der aus einer lebendigen Volkstradition sich aufbauenden anschaulichen Vorstellung des «Herrn der Heerscharen» hatte, wie wir das Wort «Jahwe» übersetzen können; und dass auch, wo Christentum ist, die Liebe in der konkreten Persönlichkeit des «himmlichen Vaters» vorgestellt wird.

Damit dürfte, soweit es hier möglich war, klargestellt sein, was wir meinen, wenn wir von Religion reden. Und nun kommen wir dazu, zu fragen: wie ist Religion zu unterrichten?

Man könnte dabei zunächst die Frage aufwerfen, ob denn Religion überhaupt zu unterrichten sei, und diese Frage ist auch schon oft gestellt worden. Es wird sie aber jeder bejahen müssen, der bedenkt, dass Religion ein Stück Kultur ist, und dass Kultur zu bauen, Idee

zu realisieren die Aufgabe des Menschen ist. Gerade weil der Mensch diese Aufgabe hat, erziehen wir ihn.

Dabei ist die Erziehung selbst wieder etwas durch die Idee Gesetztes, selbst ein Stück Kultur, und ihr Sinn, ihre Aufgabe, ihre Bestimmung ist, dem Menschen zum kulturellen Erleben zu helfen, dazu, seine Bestimmung, die mit seiner Individualität gegeben ist, im Sinn der Idee zu realisieren. Um aber befähigt zu werden, kulturell zu erleben, das heisst Kultur urteilend und gestaltend weiter zu bauen, und zwar als Individualität, muss man den Werdeprozess der Kultur durchgemacht haben, durchgemacht haben als ein kulturell Tätiger. Und sofern die Erziehung hilft, diesen Werdeprozess zu durchleben, wird sie zum Unterricht. (Fortsetzung folgt.)

Neue Beiträge zur Heimatkunde des Moosseetales.

Von *Fr. König* und *Fr. Nussbaum.* (Fortsetzung.)

---

e) Neuere Forschungen.

Die Erforschung des Pfahlbaus Moosseedorf war eigentlich mit dem Hinscheide Dr. Uhlmanns im Dezember 1882 abgeschlossen. Seine Sammlungen wurden im Frühjahr 1883 vom Burgerrat der Stadt Bern angekauft, und sie sind derzeit zum grössten Teil im Historischen Museum Bern untergebracht und mit seinem Namen bezeichnet aufgestellt. Das im gleichen Saale befindliche, überreiche Fundmaterial von den Pfahlbauten aus den 3 Juraseen, das nach der Juragewässerkorrektion ans Tageslicht trat, stellt dasjenige von Moosseedorf fast in Schatten. Gleichwohl behauptet letzteres infolge seiner sorgfältigen Präparation und typologischen Auswahl noch immer einen gewissen Vorrang vor demjenigen aus andern Pfahlbauten, wovon die Dissertation Gummels frisch wieder Zeugnis ablegt.

Jahrzehntelang begnügte man sich mit dem Vorhandenen, bis durch die in den Jahren 1917/1918 durchgeführte III. Entsumpfung